

Gerhard Schulze

Illusionen des Begreifens. Soziologische Aufklärung heute

Zusammenfassung: Der Beitrag analysiert Erkenntnishindernisse in Bezug auf das wechselseitige Verstehen von Soziologie und Öffentlichkeit. Eine allgemeine Struktur dieser Blockaden wird in einer Missverständnisse erzeugenden, versteckten Nichtkommunikation identifiziert. Die Oberflächenstruktur der Kommunikation weist zwar bedeutungsäquivalente Sinngebilde und Ausdrücke auf, die sich bei tiefenschärferer Dekomposition aber als trügerisch erweisen. Mit einer Analyse der Form des wechselseitigen Missverstehens können zeitdiagnostische Folgerungen hinsichtlich zukünftiger Verständigungsmöglichkeiten gezogen werden.

Schlagwörter: Soziologie, Öffentlichkeit, Verständigungshindernisse

Illusions of Understanding. Sociological Enlightenment Today

Abstract: This paper analyzes knowledge barriers to the mutual understanding of sociology and public. A general structure of these constraints will be identified in a hidden misunderstanding producing non-communication. The surface structure of communication shows meaningful equivalent sense structures and expressions, but which prove to be deceptive with for sharper decomposition. By analyzing the form of mutual misunderstanding, time-diagnostic inferences about future communication possibilities can be drawn.

Keywords: sociology, public, constraints of accommodation

»Was sagen denn Sie als Soziologe dazu?«. Wer so gefragt wird, sieht sich einer Erwartung gegenüber, die er gerade dann nicht ohne Bedenken erfüllen kann, wenn er ein professioneller Soziologe ist. Die an ihn gestellten Fragen zielen auf unzweifelhafte, direkt in praktische Maßnahmen umsetzbare Antworten ab, als ob er ein Arzt, Techniker oder Betriebswirt wäre. »Wie ist denn nun die Lage? Wo liegt das Problem? Was haben Sie herausgefunden? Was ist jetzt zu tun?«. So einfach lässt sich das aus Sicht der Soziologie zwar fast nie sagen, aber der Fragende – ein Journalist, ein Politiker, ein Wirtschaftsboss – braucht keine Relativierungen, sondern »Klartext«. Wenn es glatt geht, fühlt er sich nach dem Gespräch informiert und ist zufrieden, obwohl ihn die soziologische Botschaft unter Umständen gar nicht erreicht hat.

In der Substanz besteht diese Botschaft in Theorie. Allerdings: Was in der akademischen Praxis »Theorie« genannt wird, steht den folgenden Überlegungen eher im Weg und ist erst einmal beiseite zu räumen. An den Universitäten und in den Lehrbüchern haben sich sehr reduzierte Vorstellungen von Theorie eingebürgert: sei es die Gleichset-

zung von Theorien mit dem etablierten Katalog kanonisierter Klassiker (wodurch unausgesprochen alle übrigen ausgeschlossen werden); sei es die Gleichsetzung von Theorie mit Kausalaussagen (was die soziologisch fatale Diskreditierung »bloßer« Beschreibungen mit sich bringt); sei es die Gleichsetzung von Theorie mit Denktraditionen, die »Theorie« genannt werden (als wäre alles Namenlose irrelevant). Ihre Existenz verdanken solche Einengungen des Theoriebegriffs der pragmatischen Rationalisierung von Curricula, Prüfungen, Gutachten und Fachpublikationen. Sie folgen dem Prinzip der Handhabbarkeit im akademischen Alltag und gewährleisten den Routinebetrieb der Institution.

Die Rationalität soziologischer Wissensproduktion verlangt demgegenüber nach einem viel weiter gefassten Theoriebegriff, der institutionell gesehen weniger komfortabel sein mag; das aber ist ein geringer Preis für den Gewinn an relevanten Unterscheidungen. Die Öffnung des Theoriebegriffs lässt sich durch drei Dimensionen wissenschaftlichen Sprechens markieren: Epistemologie, Gegenstandsbereich, Aussagen. *Epistemologisch* ist Theorie zu unterscheiden von Beobachtungssprache; zur Theorie gehört alles, was den Informationsgehalt von Beobachtungen übersteigt (also auch die Prämissen der Beobachtungen). Was den *Gegenstandsbereich* betrifft, so unterscheidet sich soziologische Theorie von allen anderen Theorieformen dadurch, dass sie sich mit sozialen Kollektiven beschäftigt. Theoretische *Aussagen* schließlich beziehen sich auf im weitesten Sinn empirische Eigenschaften dieses Gegenstandsbereichs, im Unterschied zu normativen und emotionalen Aussagen.

Innerhalb der zuletzt genannten Dimension (Aussagen) ist nun eine zusätzliche Differenzierung für meine folgenden Überlegungen wichtig: die Unterscheidung zwischen fundamentalen und diagnostischen Theorien. Unter fundamentalen Theorien verstehe ich allgemeine heuristische Schemata und apriorische Modelle, mit denen man zu allen Zeiten und in allen Kulturen operieren kann; als diagnostische Theorien bezeichne ich dagegen die Ergebnisse der Anwendung fundamentaler Theorien auf konkrete Kollektive.

Die Kommunikation zwischen Soziologie und Öffentlichkeit spielt sich nun so gut wie ausschließlich im Bereich der diagnostischen Theorien ab. Diese hätten zwar ohne fundamentale Theorien gar nicht entstehen können, aber die Öffentlichkeit erfährt davon nichts, weil sie den fundamentalen Begründungszusammenhang ohnehin nicht nachvollziehen könnte.

Durch dieses Weglassen wird die Kommunikation zwischen Soziologie und Öffentlichkeit einerseits erst möglich, die Folgen sind allerdings andererseits so problematisch, dass der Sinn der Kommunikation überhaupt fragwürdig wird. Soziologie und Öffentlichkeit reden aneinander vorbei, und die Begründung diagnostischer Theorien bleibt auf innersoziologische Diskurse etwa zu den folgenden Themen beschränkt: Wie gut ist eine gegebene diagnostische Theorie im Vergleich zur Konkurrenz? Welche Zweifel lassen sich nicht ausräumen? Warum sollte man die gegebene Theorie vielleicht trotzdem erst einmal beibehalten? Auf welcher empirischen Grundlage beruht sie?

Statt solche Fragen erörtern zu können, muss die Öffentlichkeit soziologische Behauptungen entgegennehmen. Oft beruhen diese auf komplexen historischen Vergleichen von Prozessmustern, denen man beispielsweise in einem Fernsehtalk oder mit einem Zeitungsbeitrag limitiert auf zweitausend Zeichen nicht gerecht werden kann.

Typisch für das Verhältnis von Soziologie und Öffentlichkeit ist eine beiderseitige kommunikative Illusion, bei der fatalerweise dennoch alle halbwegs auf ihre Kosten kommen. Unvermeidlich sind die Fragen der Öffentlichkeit an die Soziologie bereits von Voreinstellungen gesättigt, wie dies umgekehrt auch für die Forschungsfragen und Ergebnisse der Soziologie gilt. Doch beide Horizonte von Voreinstellungen liegen weit auseinander. So fragt die Öffentlichkeit an der Soziologie vorbei, und die Soziologie antwortet an der Öffentlichkeit vorbei.

Gebraucht würde deshalb eine Art Wörterbuch der besonderen Art, ein Musterkatalog der versteckten Nichtkommunikation unter der Oberfläche von für real gehaltenen Scheindialogen. In diesem Wörterbuch würden sich Ausdrücke und Sinngebilde finden, die beiden Seiten zwar wohlvertraut, aber nicht bedeutungsäquivalent sind. Gewiss sagen sie jedem der Gesprächspartner etwas, nur handelt es sich dabei um jeweils Verschiedenes.

Eine vorläufige Skizze für dieses noch zu schreibende Wörterbuch der unerkannten beiderseitigen Selbstreferenzialität im ›Gespräch‹ zwischen Soziologie und Öffentlichkeit teilt die Gesamtmenge der Missverständnisse und der häufig ausgetauschten gleichen Zeichen mit ungleicher Semantik vorläufig in fünf Untergruppen auf.

Die *erste* große Klasse irrtümlicher semantischer Gemeinsamkeit fasst Kommunikationsinhalte zusammen, die seitens der Soziologie konstruktivistisch gemeint sind, seitens der Öffentlichkeit jedoch essentialistisch dekodiert werden. Ließe sich dies nicht einfach antizipieren und richtigstellen? Wer jemals versucht hat, den Unterschied beider Lesarten außerhalb der Wissenschaft auch nur zu erklären, wird an dieser Stelle abwincken. Die Frage »Was ist Kultur?« beispielsweise wird in der Soziologie überwiegend als Suche nach einem zweckmäßigen Begriff aufgefasst, außerhalb der Soziologie dagegen als Suche nach etwas Seiendem, und die Vielzahl konkurrierender Vorschläge in der Fachwelt interpretieren Außenstehende als Expertenfiasko: »Sie haben das Rätsel also noch immer nicht gelöst; nach wie vor haben sie keine Ahnung, was Kultur wirklich ist.«

Es gehören *zweitens* alle Idealtypen im Sinn Max Webers (und keineswegs nur die von ihm selbst erarbeiteten) hinein: Gruppierungsbegriffe, Prozessbegriffe, Dispositionsbegriffe, Typenbegriffe, Skriptbegriffe – Konzepte also, die auf etwas empirisch Gegebenes hinweisen, auf ungefähr gleichartig Wiederholtes, das immer wieder aus geteilten Ordnungsvorstellungen erwächst, aber nie in identischer Weise, weshalb es einerseits keine exakte Realisierung von Idealtypen geben kann und andererseits keine bessere Annäherung an die soziale Wirklichkeit. Unschärfe ist hier nicht auf Messprobleme zurückzuführen, vielmehr ist sie Teil der Realität.

In das Lexikon des scheinbaren Verstehens sind *drittens* alle zeitdiagnostischen Kategorien aufzunehmen, die soziologisch als Labels für den Wandel kollektiver Mischungsverhältnisse gemeint sind, aber von außersozziologischen Diskursteilnehmern als dichotome Kategorien interpretiert werden. Etwa: »Wie kann es sein, dass die Soziologie von modernen Gesellschaften redet, obwohl doch die Esoterik gegenwärtig auf dem Vormarsch ist? Was ist unsere Gesellschaft denn jetzt: modern oder nicht? Entweder – oder!«.

Eine *vierte* Gruppe von Begriffen und Aussagen, die öffentlich anders verstanden werden als sie soziologisch gemeint sind, setzt sich aus dem Vokabular statistischer Kol-

ektivbeschreibungen und daraus abgeleiteter Interpretationen zusammen, etwa Signifikanz, Repräsentativität, starker Zusammenhang, Zeitreihe, abhängige und unabhängige Variable, Zufallsstichprobe, Gewichtung. Beispielsweise leuchtet die populäre Quintessenz der Zwillingsforschung »fünfzig Prozent Anlage, fünfzig Prozent Umwelt« vielen intuitiv ein, aber, wie sich bei Nachfragen zeigt, eher im Sinn von »ein Pfund Anlage und ein Pfund Umwelt machen ein Kilo Persönlichkeit«. Die statistisch korrekte Version ist selbst vielen Fachleuten nicht auf Anhieb geläufig (andeutungsweise: proportionale Irrtumsreduktion bei der Vorhersage von Persönlichkeitseigenschaften mit Indikatoren für Anlage und Umwelt als unabhängigen Variablen, wenn man Vorhersagen ohne Kenntnis dieser Indikatoren zum Vergleich heranzieht).

Fünftens, um diese keineswegs vollständige Reihe abzuschließen, werden gerade diejenigen Begriffe, die sich auf den innersten Kern der Soziologie beziehen, gar nicht oder falsch verstanden. Bei »Gesellschaft« etwa denken viele Nichtsoziologen an ein Aggregat von Personen und nicht etwa an das zwischen diesen Personen ablaufende sich wiederholende Geschehen, dessen wichtigste Spur die im Kopf der Beteiligten ist. Auf dieses luftige und dennoch höchst reale Gebilde bezieht sich ein ganzer Schwarm von Anschlussbegriffen, etwa Struktur, System, Funktion, Rolle, Skript, Krise, Wandel. Zu denken, dass diese Begriffe außersozologisch so aufgefasst würden, wie sie innersozologisch gemeint sind, zeugt von naivem Optimismus.

All diese semantischen Abweichungen erwachsen aus zwei grundlegenden axiomatischen Diskrepanzen zwischen Soziologie und Öffentlichkeit; die eine ist erkenntnistheoretischer Art, die andere betrifft die grundlegende Vorstellung vom Gegenstandsbe- reich Gesellschaft.

Zum einen: Die Soziologie geht von der Konstruiertheit der sozialen Wirklichkeit und ihrer Theorien aus, die außersozologische Öffentlichkeit denkt dagegen überwiegend essentialistisch und abbildtheoretisch (siehe oben die erste Gruppe von Eintragungen im Wörterbuch des Missverstehens). Karl Popper hat dies als »Kübelmodell des Alltagsverstands« ironisiert: Es besteht in der Vorstellung, die Wirklichkeit würde über unsere verschiedenen Wahrnehmungskanäle in uns hineinströmen und sich dort unverändert ansammeln. Kognitive Konstruktionen erscheinen bei dieser Sichtweise als Verfälschungen, während die Soziologie sie als notwendige Bedingungen der Wissensproduktion betrachtet und zwischen zweckmäßigen und unzweckmäßigen Konstruktionen unterscheidet, nicht aber zwischen dem Konstruierten und einem ominösen Absoluten. (Hier ist nur von denjenigen Varianten des Konstruktivismus die Rede, die eine Isomorphie zwischen der objektiven Wirklichkeit – zu der auch das von außen betrachtete Subjektive gehört – und den darauf bezogenen Konstruktionen zulassen und die ferner, mit welchen Einschränkungen auch immer, eine Verständigung zwischen Menschen für möglich halten.)

Zum anderen: Die Soziologie stellt zwar auf das Normale ab, doch ist sie sich der Variabilität und Offenheit sozialer Phänomene und der dahinterstehenden Sinngefüge bewusst, ja sie gewinnt aus der Analyse des Normalen erst den fachspezifischen Blick auf Krisen, Wandel und Singularität. Von Organismus- und Maschinenmodellen mit ihrer inhärenten Suggestion eines stabilen Fließgleichgewichts hat sich die Soziologie weitge-

hend verabschiedet. Sie weiß um die geringe Halbwertszeit ihrer Ergebnisse und sieht sich als immer wieder neu herausgeforderte verstehende Wissenschaft (was weder quantitatives Arbeiten ausschließt noch die Suche nach Invarianzen mittlerer Reichweite). In der Öffentlichkeit dagegen ist die Unterstellung eherner Gesetze lebendiger denn je, was sich etwa in philosophisch naiven Popularisierungen neurophysiologischer Forschungsergebnisse bezeugt. Das Unvorhersehbare von Mensch und Gesellschaft erscheint vor diesem Hintergrund lediglich als noch nicht begriffene Natur, und die Werkzeuge des Begreifens gelten dann als besonders überzeugend, wenn sie eher klassisch-naturwissenschaftlichen Anstrich haben. Das mit dem Konzept der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert erwirtschaftete Erbe ist der Öffentlichkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts weitgehend verloren gegangen, während der Bedarf nach seiner Wiederaneignung immens gestiegen ist.

Solange nun der apriorische Hintergrund der einen wie der anderen Partei implizit und unausgesprochen bleibt, kann leicht der Eindruck wechselseitigen Verstehens aufkommen. Innerhalb des jeweiligen Sinnkosmos passen die Antworten zu den Fragen. Dass keiner den anderen begreift, bleibt beiden Seiten verborgen, und deshalb sieht sich auch niemand veranlasst, erst einmal über die gedanklichen Prämissen zu reden und ihre Diskrepanz aufzudecken. Wir haben es mit dem kuriosen Fall eines Austauschs phonetischer oder schriftlicher Zeichen zu tun, die den Beteiligten gleichermaßen vertraut erscheinen, jedoch unterschiedlich konnotiert sind. Auf der Zeichenebene sprechen Soziologie und Öffentlichkeit dieselbe Sprache, doch auf der Bedeutungsebene werden Fremdsprachen daraus.

Anders als in der Geschichte der Popularisierung der Naturwissenschaften ist nicht damit zu rechnen, dass sich die genannten Schwierigkeiten im Lauf der kommenden Jahrzehnte allmählich durch die schiere Überzeugungskraft praktischer Erfolge abschleifen werden, und sich die Öffentlichkeit nach und nach in den soziologischen Denkhorizont weit genug »hineinlernen« wird, um hier entstandenes Wissen in ähnlicher Weise im Alltag anschlussfähig werden zu lassen wie beispielsweise Lichtschalter, Antibiotika oder Solarpaneele.

Dies liegt *erstens* an der Selbsterhaltungstendenz von Illusionen des Begreifens, *zweitens* an der ungewohnten, mit Organismus- oder Maschinenmodellen nicht modellierbaren Praxisbeziehung der Deutung des Handelns freier Menschen, wo der Erfolg bereits in der Veränderung der Selbstwahrnehmung besteht, die auf das Begreifen der Deutung folgt. Dazu kommt nun noch eine weitere, *dritte* Ungewöhnlichkeit: die Wissensdynamik der Soziologie, die so ganz anders als in den Naturwissenschaften verläuft.

Der Pfad der Naturwissenschaften in der Zeit stellt sich als unendlicher Fortschrittspfad dar. Zwar entstehen unterwegs ständig neue Fragen, aber die Erklärungskraft der Theorien in Bezug auf die alten Fragen nimmt zu, und im Alltag der Vielen wird sie durch die anhaltende Erweiterung der Optionen auch unmittelbar spürbar.

Für die Wissensdynamik der Soziologie ist dieses einfache Fortschrittsmodell unbrauchbar. Ihr wird man erst mit der Vorstellung von nicht weniger als drei Pfaden gerecht: Ein Pfad kennzeichnet die Geschichte der Methoden, einer die Geschichte der fundamentalen Theorien, einer die Geschichte der diagnostischen Theorien.

Die Methoden schreiten eindeutig auf einem Fortschrittspfad voran. Möglicherweise erreicht dieser Pfad allmählich eine Region abnehmenden Grenznutzens, aber das ist nur Spekulation. Dagegen ist der Pfad der fundamentalen Theorien bei zusammenfassender Betrachtung nicht als Weg der Perfektionierung, sondern besser als Weg der Anreicherung zu verstehen: Im Lauf der Zeit tauchen zusätzliche grundlegende Modelle auf, ohne dass die schon etablierten deshalb verschwinden würden – man kann sie nach wie vor brauchen: Paradigmeninnovationen ja, Paradigmenwechsel nein. In den Flegeljahren fundamentaler Theorien bekämpfen sich ihre Protagonisten zwar erst einmal, aber in der Zeit der Reife gehen sie zu einem forschungspragmatischen Multiperspektivismus über. Auch hier lässt sich eine Form abnehmenden Grenznutzens vermuten – die Dichte der theoretischen Innovationen pro Zeiteinheit wird wahrscheinlich im Lauf der Geschichte der Soziologie abnehmen, der Werkzeugkasten soziologischer Deutung wird irgendwann halbwegs komplett sein.

Um allerdings die Entwicklung diagnostischer Theorien abzubilden, benötigen wir die Vorstellung eines weiteren, dritten Pfades. Dabei ist die Rede von »einem« Pfad zusammenfassend gemeint, als Kennzeichnung einer potenziell unendlich großen Klasse von Pfaden (denn für Konstruktivisten gibt es unendlich viele mögliche diagnostische Perspektiven). Sie alle nehmen einen ähnlichen Verlauf: nicht ansteigend, sondern horizontal, und nicht linear oder gestuft, sondern wellenförmig. Diagnostische Theorien beginnen mit ersten Entwürfen, durchlaufen eine kurze Geschichte der Steigerung von Informationsgehalt und empirischer Adäquanz, um bald inaktuell zu werden. Sie verwandeln sich in Sozialgeschichte, während schon wieder etwas Neues auftaucht und neue diagnostische Entwürfe gefragt sind. Auf diesen Pfad bezog sich Max Weber mit seiner Charakterisierung der Soziologie als »ewig junger Wissenschaft«.

Betrachten wir diese drei Pfade nun vergleichend in Bezug auf den öffentlich spürbaren Erfolg der Soziologie. Die beiden Pfade methodischen und fundamentaltheoretischen Wissens lassen sich zwar als Erfolgspfade begreifen, doch bleibt die damit verbundene Fortschrittserfahrung auf die Soziologie als akademisches Fach beschränkt, ohne in der Öffentlichkeit anzukommen – es handelt sich ausschließlich um wissenschaftsinterne Fortschritte. Verbesserungen der Wissensproduktion sind nur für diejenigen interessant und verstehbar, die professionell damit befasst sind. Dagegen verfolgt die Öffentlichkeit den dritten Pfad der diagnostischen Theorien mit Interesse, denn sie stellt ja laufend diagnostische Fragen in Bezug auf sich selbst. Doch soziale Phänomene sind flüchtig; ständig entsteht neuer Diagnosebedarf, während alte Diagnosen obsolet werden.

So kommt es, dass der reale (methodische und fundamentaltheoretische) Zuwachs an soziologischer Expertise in der Öffentlichkeit unsichtbar bleibt. Was sichtbar wird, ist das Kommen und Gehen diagnostischer Theorien. Deren langfristige Qualitätsverbesserung wird nicht publik; sie gehört zum kaum reflektierten Geheimwissen der Soziologie.

Dass die Deutungsangebote der Soziologie in höherem Maße missverstanden und verdreht werden als die anderer Wissenschaften, liegt an den Besonderheiten ihres Gegenstands und an deren verbreiteter Unkenntnis. Als Patient versteht man den Arzt umso besser, je vertrauter man mit den Theorien der Medizin ist. Im Verhältnis von Nichtsoziologen und Soziologen ist es nicht anders. Doch die Patienten haben mit der Wissens-

entwicklung der Medizin in den vergangenen zweihundert Jahren wesentlich besser Schritt gehalten als die Nichtsoziologen mit der Wissensentwicklung der Soziologie. Beispielsweise genügen die medizinischen Kenntnisse eines Durchschnittsbürgers, um grob zu verstehen, was eine Infektionskrankheit ist, wie ein Antibiotikum wirkt, oder was der Blutdruck bedeutet. Dagegen sind die soziologischen Kenntnisse eines Durchschnittsbürgers zu gering, um etwa die erkenntnistheoretischen Prämissen eines so eingängig klingenden Begriffs wie ›moderne Gesellschaft‹ auch nur zu ahnen (und erst recht ihn zu verstehen).

Paradoxerweise geht dieser Popularisierungsnachteil der Soziologie im Vergleich zu anderen Wissenschaften gerade darauf zurück, dass wir alle von Kindesbeinen an sinninterpretierende Regelversther sein müssen, Quasisoziologen also, um unseren Part in den Drehbüchern sozialen Handelns übernehmen zu können. Überwiegend funktioniert dies implizit, fast ohne Worte, von Krisen abgesehen, bei denen dann – wie unvollkommen auch immer – zur Sprache kommen muss, was sich normalerweise im bloßen Gefühl der Reibungslosigkeit verbirgt. Das enttäuschte Regelvertrauen ringt nach Worten.

Diese werden von der Soziologie reichlich produziert, und viele davon sind inzwischen in die Umgangssprache eingegangen. Über Systeme, Rollen, soziale Spaltung, Krisen, Kulturen, Zivilgesellschaft und Paradigmenwechsel reden heute etwa Fußballtrainer, Politiker, Bistrosbesucher oder soziale Netzwerker mit ähnlicher Selbstverständlichkeit wie über Sonderangebote und Fernsehserien. Wozu dann noch Soziologen fragen?

Da haben es andere Wissenschaften besser. Geht es beispielsweise um die Wirtschaft oder um eine Grippewelle, wird sicherlich ein Experte gefragt, ein Nationalökonom oder ein Epidemiologe. Warum sieht sich die Öffentlichkeit dagegen bei spezifisch soziologischen Fragen keineswegs auf Soziologen angewiesen? Wenn Medien heute Kultur- und Gesellschaftsdeutungen bringen wollen, so holen sie sich diese eher von Prominenten.

Diesen ist gewiss zuzugestehen, dass sie nicht wären, was sie sind, verfügten sie nicht über protosozilogisches Insiderwissen. Doch dass alle Kulturteilnehmer intuitiv soziologisch denken können müssen, und dass immer mehr von ihnen auch über Ausdrücke soziologischen Ursprungs verfügen, erklärt die geringe öffentliche Präsenz der Soziologie nur zum Teil. Der andere Teil der Erklärung liegt in dem weit verbreiteten Irrtum, ein lebensweltlicher Experte könne einen soziologischen ganz gut ersetzen.

Wissenschaftler zeichnen sich durch epistemologische Reflektiertheit, Methodenkompetenz und theoretische Versiertheit aus. Es gehört zum Handwerk moderner Wissenschaft dazu, sich in der fachlichen Kommunikation unter genau diesen Gesichtspunkten ständig gegenseitig zu kritisieren. Wie in anderen Wissenschaften auch funktioniert der organisierte Skeptizismus in der Soziologie eher schlecht als recht, aber schon dies genügt, um die Soziologie vor dem Abgleiten in Dogmatismus und Sterilität zu bewahren und eine Fortschrittsgeschichte eigener Art sicherzustellen.

Doch die Schwierigkeit, soziologisches Wissen in die Öffentlichkeit zu tragen, ist noch immer kaum bewältigt, weil es dort in einen Deutungshorizont gelangt, der weitgehend von der Erfolgsgeschichte der modernen Naturwissenschaft geprägt ist. Eine öffentliche Nachfrage nach guter Soziologie kann sich nicht entwickeln, solange die Qualitätsmaßstäbe der Abnehmer den Besonderheiten des Angebots gar nicht angemessen

sind und das Aneinander-Vorbei-Reden von Wissenschaft und Öffentlichkeit infolge einer weitverbreiteten soziologischen Kompetenzillusion mit einem echten Austausch verwechselt wird.

Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht Wunder, dass die Öffentlichkeit andere praktische Impulse von der Soziologie erwartet, als diese ihrem Gesellschaftsbild entsprechend leisten kann und will, während umgekehrt die Soziologie ihren Beitrag weitgehend in den Wind spricht. Die Öffentlichkeit will Sozialtechnologie, die Soziologie liefert professionelle Beschreibungen (um den überheblichen Ausdruck »Aufklärung« zu vermeiden). Die Öffentlichkeit bezieht den Beitrag der Soziologie auf vorgestellte Quasimaschinen oder Quasiorganismen (was handlungslogisch keinen großen Unterschied ausmacht), sie will im übertragenen Sinn Hebel umlegen oder Medikamente verabreichen; die Soziologie will stattdessen das Zwischenmenschliche aus der Sicht ihrer Fachperspektive beschreiben. Wenn es gelingt, dass die Menschen dadurch besser über ihr Zusammenleben Bescheid wissen, hat die Soziologie ihren Job getan, der Rest ist Sache der Menschen – so ungefähr lässt sich das grundlegende Selbstverständnis der Soziologie von der Funktion ihrer Theorien formulieren.

Die Soziologie verdankt ihre Existenz dem Umstand, dass man ihr zutraut, die Fragen einer gegebenen Gesellschaft fundierter, differenzierter und kenntnisreicher zu beantworten, als es diejenigen könnten, die diese Gesellschaft erst durch ihr Handeln konstituieren. Wir trauen ja auch dem Arzt mehr Kompetenz als uns selbst zu, wenn es um gesundheitliche Probleme geht, obwohl wir unser Körper »sind«. Um allerdings den Arzt überhaupt sinnvoll fragen zu können und ihn halbwegs zu verstehen, brauchen Patienten ein rudimentäres medizinisches Grundwissen – und in der Regel liegt es auch vor. So ist im Sprechzimmer ein kommunikatives Niveau möglich, von dem die Soziologie in ihren Öffentlichkeitsbeziehungen, etwa in der Politikberatung, in Medienauftritten oder bei Vorträgen nur träumen kann.

Das Verhältnis von Soziologie und Öffentlichkeit lässt an die von Glaser und Strauss in *Awareness of Dying* (Chicago 1965) beschriebene Konstellation von *mutual pretense* in Sterbezimmer denken: Wechselseitige simultane Täuschung in bester Absicht. Was die Soziologie zu sagen hat, wird sie nicht so recht los, und deshalb ist es nicht erstaunlich, dass ihre fachinterne Kommunikation ein Vielfaches ihrer fachüberschreitenden Kommunikation ausmacht, weitaus mehr, als dies bei anderen akademischen Berufen der Fall ist, deren Leistung täglich und überall abgerufen wird, so bei Naturwissenschaftlern aller Couleur, Ökonomen, Juristen oder Technikern.

In seiner Bamberger Antrittsvorlesung im Jahr 2011 schlug mein Kollege Elmar Rieger einen Bogen von Aristoteles und seiner Bestimmung der Funktion der Philosophie bis zur Soziologie von heute. Für Aristoteles hatte die Philosophie vor allem den Auftrag, einen Kommunikationsraum zu errichten und zu pflegen, in dem die Menschen sich selbst deuten, sich über ihr Zusammenleben verständigen und ihren gemeinsamen Kurs bestimmen können. Was will die Soziologie anderes? Zweieinhalb Jahrtausende nach Aristoteles ist der kultur- und gesellschaftsbezogene Deutungsbedarf als Folge der technischen Entwicklung so groß wie nie; das 21. Jahrhundert müsste eigentlich das Jahrhundert der Soziologie werden.

Gegenwärtig bietet sich jedoch ein höchst gemischtes Bild. Die unerkannten Kommunikationsprobleme zwischen Soziologie und Öffentlichkeit werden erst dann abnehmen, wenn epistemologische und fundamentale Grundpositionen der Soziologie zu so selbstverständlichen Inhalten der Allgemeinbildung geworden sind wie das Lesen und die Grundrechenarten. Dass dieser Gedanke keineswegs ins Reich der Utopie gehört, zeigt ein Blick auf die Rezeptions- und Popularisierungsgeschichte der Naturwissenschaften. Der seit Beginn der Moderne zurückgelegte Weg vom magischen zum naturwissenschaftlichen Weltbild war steinig genug, gegangen sind ihn die Menschen trotzdem.

Die Soziologie tut gegenwärtig wenig, um den Status Quo zu ändern, aber dies wäre ein anderes Kapitel. Oft genug hat man nun schon gehört, die Soziologie müsse sich endlich verständlicher ausdrücken und um mehr Praxisrelevanz bemühen. Der Tadel mag teilweise berechtigt sein, er verfehlt aber das Hauptproblem: Außerhalb der Soziologie klafft ein eklatantes und dennoch verborgenes Defizit an Rezeptionsfähigkeit für soziologische Inhalte. Mit noch so viel redaktioneller Anstrengung seitens soziologischer Autoren und mit noch so eifriger Bezugnahme auf Verwendungskontexte jenseits der Soziologie lässt sich dieses Defizit nicht aus der Welt schaffen. Es ist an der Zeit, sich nicht nur mit der Öffentlichkeitsferne der Soziologie zu befassen, sondern ebenso mit der Soziologieferne der Öffentlichkeit.

Anschrift:

Prof. Dr. Gerhard Schulze
Universität Bamberg
Feldkirchenstraße 21
96045 Bamberg
gerhard.schulze@uni-bamberg.de
www.gerhardschulze.de